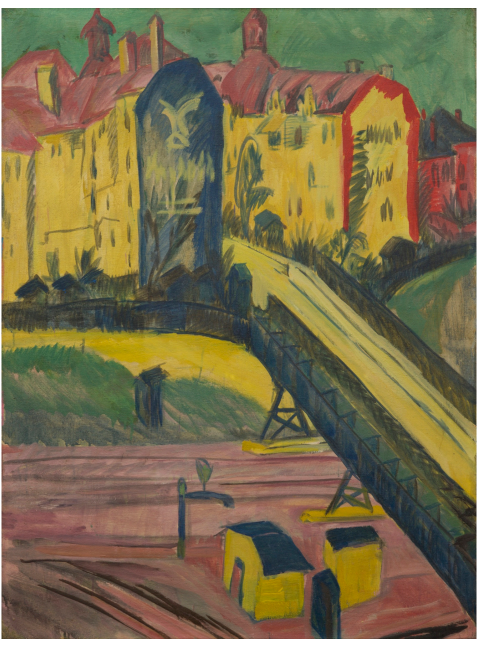
Angst essen Ali auf

Edwin Nasr

Übersetzt aus dem Englischen von Lotta Thießen

„Um Berlin zu verstehen und in dieser Stadt zu überleben, muss man lernen, ihre Unheilsboten zu identifizieren.“

FIKTION 11 November 2026



Ernst Ludwig Kirchner, *Blick aus dem Fenster*, 1914. Bild mit freundlicher Genehmigung des Saint Louis Art Museum.

Print Share

Mein erstes Zimmer in Berlin lag in einer Neuköllner WG, nicht weit vom Hermannplatz entfernt. Früher hatte dort ein ostdeutscher Maler mit seiner Frau gelebt. Er verdiente sein Geld mit der Herstellung und dem Verkauf von Faksimiles von Gerhard Richters grauen Monochromen und von ihr hieß es, sie leide an einer schweren, kaum zu kontrollierenden psychischen Erkrankung. Nachdem sie dem Maler die Kehle durchgeschnitten hatte und in die polnische Provinz geflohen war, verging mehr als eine Woche, bevor die Polizei seinen bereits verwesenden Körper im Wohnzimmer fand. Entsprechend lange dauerte es, bis die Eigentümer der Wohnung einen Nachmieter fanden. Mein Mitbewohner, ein französisch-marokkanischer Schleimer, der für ein Modelabel arbeitete, schlug aus der Geschichte soziales Kapital. Die Berliner Clubkids waren endlos fasziniert davon, dass er sich dazu entschlossen hatte, dort zu wohnen, und sogar eines der grauen Monochrome, auf dem noch Blutspritzer des Malers zu sehen waren, behalten hatte und rahmen ließ. Ich machte mir nicht viel daraus. Ich war in unmittelbarer Nähe der Sonnenallee und froh, den Handyladen zu Fuß erreichen zu können, den der Bruder meiner Mutter, Abed, und seine Cousins betrieben. Sie hatten mir einen Teilzeitjob versprochen, mit dem ich mein Studienstipendium aufstocken konnte. Die meisten von ihnen waren im Zuge der Besatzung des Südlibanon von Aitaroun nach Berlin gezogen. Damals halfen die Deutschen den Israelis, die libanesischen Grenzorte ihrer fähigen, mutigen Männer zu entledigten, indem sie ihnen mehrjährige Aufenthaltserlaubnisse in Deutschland erteilten. Jener Männer also, die sich nach Ansicht des Feindes an einem bewaffneten Widerstand hätten beteiligen können, es aber aus welchen Gründen auch immer nicht taten. Abed, ein ehrenwürdiger Mann mit einwandfreiem Bizeps und einem allem Anschein nach ruhigen Familienleben, prägte mir seine Dos and Don’ts für das Leben in Berlin ein: eine Mischung aus Misstrauen gegenüber trügerischen deutschen Frauen, verbitterten Skinheads, den meisten Türken und Juden, schnüffelnden älteren arabischen Familienmitgliedern und der ungewöhnlichen Aufforderung, mich nach Erholung und Vergnügen umzusehen.

Ich kannte Abed nicht sonderlich gut, konnte die Leerstellen in seinem Lebenslauf aber mühelos füllen. Offensichtlich war er seit Jahrzehnten auf einer Mission, eine Art Normalität zu erobern und auszustrahlen. Jetzt, da ich hier war, sollte ich zumindest erwägen, es ihm gleichzutun. Ich musste mir nur Probleme vom Leib halten und mich vielleicht von der ein oder anderen Last befreien, die unsereins auferlegt worden war. In Berlin mangelte es nicht an Anreizen für die Fantasie, die einen Raum unmittelbarer Genugtuung eröffneten, in dem warme Luftströme sich ungestört ihren Weg durch offene Fenster bahnen konnten. Mir war klar, dass Abeds Aufforderung noch etwas Folgenreicheres bedeuten könnte, etwa die gänzliche Aufgabe politischer Handlungsmacht. Allerdings war das, als ich ankam, für mich kein großes Problem und noch weniger eine Gefahr. Wie sehr wir uns alle geirrt hatten, sollte ich erst viel später begreifen.

Als ich merkte, dass mein Mitbewohner allem Anschein nach in ein Schuldengeschäft mit einer albanischen Gang verwickelt war, floh ich aus der verfluchten Malerwohnung. Sie hatten tote Ratten in unseren Briefkasten gestopft und kleine Jungen geschickt, die Steine gegen unsere Fenster warfen und an die Eingangstür pissten. Das zweite Zimmer, das Abed mir organisieren konnte, ist das, in dem ich noch immer lebe. Die Wohnung befindet sich in einer ruhigen Straße in Alt-Buckow, mit einem 24/7-Späti und einem renommierten irakischen Metzger. Ich muss sie allerdings mit einer slawischen Frau namens Lina teilen, die sich weigert, mir zu sagen, wo genau sie herkommt, und mit ihrem zwölfjährigen Plagegeist von Sohn, den sie allein großzieht. Ihr Mann war vor einigen Jahren an einem Einbruch in einem Luxuswarenhaus in der Ansbacher Straße beteiligt und sitzt jetzt eine unglaublich lange Haftstrafe ab, weil er den arabischen Clan nicht preisgegeben hat, dem er angehören soll, was mich dummerweise vermuten ließ, dass auch Abed auf die eine oder andere Weise mit ihnen verbandelt sein könnte. Ich sollte mich schämen, denn nichts ist ferner der Wahrheit. Manchmal wachte Lina mitten in der Nacht auf, brannte vor Fieber, war schweißdurchnässt und kämpfte gegen irgendwelche unsichtbaren Elemente an, nur um dann das Theater abrupt wieder aufzugeben und zurück ins Bett zu gehen. Ich tat mein Bestes, sie nicht zu fragen, wie es ihr ging. Das wäre unehrlich gewesen. Ihr Wohlbefinden war mir nicht sonderlich wichtig, im Gegensatz zu den Details über den Clan, dem ihr Mann angeblich angehörte. Allerdings blieb mir keine Zeit, dem weiter nachzugehen. Ich hatte schon so genug um die Ohren. Denn trotz meines Entschlusses, mich aus allem herauszuhalten – eine Haltung, die ich mir selbst und anderen gegenüber unmissverständlich klargemacht hatte –, sollte mein gesamtes Umfeld schon bald in einen Zustand manischer Unruhe geraten. Alles steuerte auf eine Entladung zu, der ich, das wusste ich inzwischen, unmöglich entkommen würde.

Meine Mutter erzählte mir einmal von Gerüchten, die im kriegsgebeutelten Beirut kurz vor Weihnachten 1980 kursierten. Ein deutscher Filmemacher, der für einen Dreh in der Stadt war, soll es nicht nur fertiggebracht haben, einen vorübergehenden Waffenstillstand zwischen Christen und Palästinensern auszuhandeln, sondern auch einem dreizehnjährigen Statisten befohlen haben, aus einem Massengrab seiner Wahl die Totenschädel und Knochen von etwa fünfzig Kriegsmärtyrern zu sammeln. Die Leichen, die im Film erschienen, sollten so realistisch wie möglich sein. Es kann gut sein, dass die Gebeine aus demselben Massengrab im Stadtviertel Karantina stammen, in dem ein libanesischer Architekt über zehn Jahre später einen schicken Nachtclub erbauen würde, und damit jene tapferen Techno-Heads spiegelte, die genau zu gleichen Zeit im wiedervereinigten Berlin Raves in verlassenen Häusern veranstalteten, die während des Dritten Reichs jüdischen Familien enteignet worden waren. Das heißt, Berlin und Beirut wurden aus ein und demselben zerschlissenen Tuch gewebt. Es waren Orte, die sich eifrig aus der Fäkalmasse der Geschichte in die Gegenwart geformt hatten, und was auch immer in ihre Wände eingesickert war, was auch immer in ihren Tiefen festgehalten wurde, würde sich eines Tages als Gestank und Fäulnis wieder den Weg nach außen bahnen. Ich konnte also davon asugehen, dass hier, wie schon in Beirut, Kräfte am Werk waren, die längst andere Pläne mit uns hatten. Mein Versuch, mir ein einfaches Leben einzurichten und jene distanzierte Haltung zu übernehmen, die alle um mich herum so bereitwillig kultivierten, würde daran nichts ändern.

Um Berlin zu verstehen und in dieser Stadt zu überleben, muss man lernen, ihre Unheilsboten zu identifizieren: Es sind die sich gegenseitig anstachelnden Skinheads, die um die Moscheen streifen, die sie zum Spaß abfackeln; die Homos, in deren Nasenhöhlen sich klaffende Tiefen auftun und die ihre wachen Stunden bis in alle Ewigkeit ausdehnen wollen; die Bundestagsschergen, die in Neuköllner HIV-Kliniken nach verschwendeten öffentlichen Geldern suchen; die ehemaligen ägyptischen Revolutionäre, die mit ihrer ständigen Niedergeschlagenheit den Moment verderben; Daniela Klette, das ehemalige RAF-Mitglied, die untergetaucht ist und in Kreuzberg Capoeira-Unterricht nimmt; die Bullen, die auf der Suche nach einem Küchenmesser durch deine Wohnung wüten; die libanesischen Clanmitglieder, die sich als löwenherzige Sizilianer ausgeben; die Zionisten und ihre Schoßhunde, die ihre Ochsen am Altar der Rheinmetall-Fertigungsstätten opfern; die Amerikaner, die Techzentren aus den Trümmern deiner Küche hochziehen; die Brasilianer und Polen, die mit ihrer makellosen Knochenstruktur und ihrer Bereitschaft, sich knechten zu lassen, den Sexarbeitsmarkt erobern; es ist dein durchtränktes Nervensystem, das high auf Mephedron eins und eins zusammenzählt. Ich war töricht genug zu glauben, für eine erfolgreiche Integration müsse ich nur ein paar bürokratische Hürden nehmen und meine Ingenieurs- und Deutschkurse abschließen. Doch all das trat in den Hintergrund, als eine Reihe von Protagonisten die Herrschaft über meine Welt übernahm: die einen eine Plage für die Bundesrepublik, die anderen ihr kostbarster Schatz. Vor meinen Augen öffnete sich die Büchse der Pandora, die ebenso gut mein Grab hätte sein können. Denn um mich tatsächlich und vollständig in diesen Sumpf zu integrieren, musste ich mich damit abfinden, dass dies kein Ort der Zuflucht war. Mein Frieden würde fortan in den Händen dieser Leute liegen, und ich ihrem unerbittlichen Drang ausgeliefert sein, jeden Augenblick der Ruhe mit ihrem Misstrauen zu durchbrechen. So lauteten die Regeln des Spiels, in dem man jederzeit zertrampelt oder zu Kies gemahlen werden konnte, sobald man die Kontrolle verlor. Trist und langsam verstrich die Zeit, und meine einzigen Erfolge bestanden darin, eine Resistenz gegen Antibiotika und eine durchaus bemerkenswerte Neigung zur Dissoziation zu entwickeln. Als ich im Club meinen Finger über das Schlüsselbein eines Bosniers gleiten ließ, versicherte er mir, dass, genau wie den Ex-Jugoslawen in den 1990er-Jahren die Schlüssel zur Unterwelt der Stadt gegeben worden waren, nun wir, die Araber, an der Reihe seien, das Skript, das in unserem Namen geschrieben wurde, neu zu schreiben. Es sei kein Zufall, dass das Ischtar-Tor im Pergamonmuseum nachgebaut worden war, sagte er, und bis zum Ende dieses Jahrzehnts würden wir entweder die Türme bezwungen oder uns in Luft aufgelöst haben.

Edwin Nasr: „Angst essen Ali auf“, Aus dem Englischen von Lotta Thießen, Wirklichkeit Books, 2026

Edwin Nasr wurde 1994 in Haret Sakher im Libanon geboren. Er lebt und arbeitet in Berlin. Seine Texte zu Politik und zeitgenössischer Kunst erschienen unter anderem in Bidoun, n+1, Afterall Journal, The Funambulist, Mousse Magazine und Mada Masr. Er ist leitender Redakteur von Palestine Is Everywhere (TBA21, Silver Press und the87press, 2025) und übersetzt für verschiedene Publikationen aus dem Französischen ins Englische.

Weitere Artikel von diesem Autor →

Related articles

Berlin Dispatch: Stille

Alexander Schnickmann

DISPATCH

Westwärts, durch die Luft

Tamar Raphael

FIKTION

Staatsräson essen Denken auf

Schirin Amir-Moazami

SYMPOSIUM

© all rights reserved